„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaustaaten; für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur der Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich. In Berlin abonnirt man bei der Haupt-Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Potsdamerstraße 59, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41, Alt-Moabit 138, Chausseestraße 16, Große Frankfurterstraße 106; ferner bei allen Stadtpostämtern und den Zeitungsspediteuren Berlins und der Vororte.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst „Handels-Zeitung", sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK", der feuillet. Montags-Ausgabe „Zeitgeist", der „Technischen Rundschau", dem Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" durch die Post bezogen vierteljährlich 5 Mark 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin bei täglich zweimaliger Zustellung vierteljährlich 6 M., monatlich 2 M.) — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Potsdamerstraße 59, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41, Alt-Moabit 138, Chausseestraße 16, Große Frankfurterstraße 106 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 346. Berlin, Sonntag, den 11. Juli 1897. XXVI. Jahrgang.

▫ Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Die nahezu eingeschlafene orientalische Frage, das Problem des Friedensschlusses zwischen Türkei und Griechenland, ist urplötzlich wieder zu einer Bedeutung gelangt, die man ihr noch vor wenigen Tagen in der diplomatischen Welt gar nicht mehr hatte zuerkennen wollen. Die Pforte, die sich nicht umsonst als Siegerin fühlt, zeigt keine Lust, sich die Früchte ihres Triumphes über die griechische Armee verkümmern zu lassen. Aber der Areopag der Großmächte hat es anders beschlossen. Man will bei dem Wort des Grafen Murawjew verbleiben, daß keiner der Kriegführenden besondere Vortheile aus dem Feldzuge für sich erwarten dürfe. Also auch die Türken nicht den Besitz des eroberten Thessalien. Der Sultan hatte sich anfänglich diese Auffassung „im Prinzip" gefallen lassen. Nun es aber darauf ankommt, die Räumung des eroberten Gebietes thatsächlich zu vollziehen, setzt sich der Beherrscher der Gläubigen — um eine volksthümliche Wendung zu gebrauchen — „auf die Hinterbeine" und weigert sich hartnäckig, den seinen Truppen angesonnenen Rückzug anzutreten.

Betrachtet man die Sachlage ohne Voreingenommenheit, so kann man als unbetheiligter Beobachter den von der Pforte eingenommenen Standpunkt nicht ohne Weiteres mißbilligen. In den Augen der Diplomatie ist die Türkei genau ein so souveräner Staat, wie es etwa Preußen-Deutschland im Jahre 1871 beim Frankfurter Friedensschluß war. Und, so darf man fragen, hätten wir es uns etwa gefallen lassen, wenn das sogenannte „Europa" sich angemaßt haben würde, der deutschen Armee die Wiederherausgabe Elsaß-Lothringens anzusinnen? Wie die Türkei jetzt, so waren wir Deutschen damals die frivol zum Kriege Herausgeforderten gewesen, und der Versuch, uns um den Preis des Sieges zu prellen, hätte die gesammte Nation in Harnisch gebracht.

Nun ist zum Glück das türkische Volk nicht als eine von Nationalgefühl in unserem Sinne beseelte Gesammtheit zu betrachten, — aber was ihm an nationaler Gesinnung abgeht, wird doch zum Theil wenigstens durch religiösen Fanatismus ersetzt, der in dem Kampfe gegen das christliche Griechenland auf Seiten der mohamedanischen Türken schwer ins Gewicht fiel. Diesem Fanatismus, von dem sich Sultan Abdul Hamid vielleicht persönlich frei weiß, glaubt er doch bis zu einem gewissen Grade im Interesse seiner dynastischen Erhaltung Rechnung tragen zu müssen. Aus diesen Erwägungen heraus also läßt es sich wohl verstehen, daß der Padischah es sich dreimal überlegt, ehe er auf Friedensbedingungen eingeht, die man einem anderen siegreichen und souveränen Staate schwerlich würde zumuthen wollen.

In seiner Angst zwischen der Scylla des Volksunwillens und der Charybdis der großmächtlichen Diplomatie fand Abdul Hamid zunächst keinen anderen Ausweg, als sich direkt an befreundete Monarchen zu wenden, um von dieser monarchischen Kollegenschaft, wenn man sich so ausdrücken darf, billigere Bedingungen zu erwirken, als ihm Minister und Botschafter zugestehen mochten. Bis jetzt ist nur der Bittbrief bekannt, den der Sultan an den Kaiser Franz Joseph hat abgehen lassen, — aber die Thatsache, daß alsbald die ablehnende Antwort dieses Monarchen der Oeffentlichkeit übergeben wurde, gestattet keinen Zweifel daran, daß es den Mächten mit ihrer Forderung, den Frieden auf Grund der Räumung Thessaliens geschlossen zu sehen, bitterer Ernst ist.

Der österreichische Kaiser betont in seiner Antwort, daß „das Konzert der Großmächte fest und einig in seinen Entschließungen sei," und man muß hoffen, daß sich der Souverän in dieser Annahme nicht geirrt hat. Jedenfalls geschieht es seit langen Jahren zum ersten Male, daß Kaiser Franz Joseph mit seinen persönlichen Epistolarkundgebungen an die Oeffentlichkeit tritt, so daß die Seltenheit des Falles naturgemäß die Wirkung nur zu erhöhen vermag. Fragt man sich aber nach den Gründen dieses Verhaltens, so kann man nur zu dem Ergebniß gelangen, daß man in Wien darauf hielt, vor allem den russischen Anschauungen zu entsprechen, nachdem sich der Kaiser von Rußland schon vorher in einem eigenhändigen Briefe an den Sultan in gleicher Richtung engagirt hatte. Man wird also in diesem Vorgange einen neuen Beweis für das bereits erzielte herzliche Einvernehmen zwischen den Kabinetten von Wien und Petersburg erblicken dürfen, ein Einvernehmen, zu dem noch durch Fürst Lobanow kurz vor seinem Tode die ersten Grundlagen aufgestellt worden waren, und das dann seine Weihe während des Besuches erhalten hat, den Kaiser Franz Joseph in diesem Frühjahr an der Newa abstattete.

Dieses Einvernehmen, das sich unter den Auspizien des deutschen Reiches vollzogen, ist geeignet, uns nach Osten hin zu entlasten und die Verpflichtungen, die wir zum Schutze Oesterreichs im Dreibundvertrage übernommen, weniger beschwerlich zu machen, während unsere Deckung nach Westen hin dieselbe geblieben ist. Rußland also, das während des türkisch-griechischen Krieges offen seine türkischen Sympathien bekundet hatte, weil Griechenland sich den Rathschlägen des Zaren als unzugänglich erwies, Rußland will die Athener Regierung jetzt nicht tiefer gedemüthigt sehen, als unbedingt nöthig ist. Die dynastischen Verbindungen, die zwischen Petersburg und Athen einen Moment lang außer Kurs gesetzt worden waren, haben ersichtlich nun ihre alte Geltung wiedererlangt, und da es gilt, der Familie des Königs Georg wie diesem selbst die dynastische Zukunft zu sichern, die schwer kompromittirt wäre, wenn man die Griechen zu hart für ihren kriegerischen Leichtsinn büßen ließe, so macht man an der Newa Front gegen die an sich berechtigten Forderungen der Türken, und das übrige christliche Europa schließt sich des lieben Friedens willen diesen russischen Auffassungen an.

Deutschland, das für den Augenblick eines Staatssekretärs für die auswärtigen Angelegenheiten entbehrt, dessen Reichskanzler sich provisorischer Ferien erfreut, und dessen Kaiser sich auf der üblich gewordenen Nordlandsfahrt befindet, Deutschland hat keine Ursache, in das also festgelegte europäische Konzert irgendwelche Disharmonien zu tragen. Unsere Diplomatie, soweit sie bei diesem Anlaß zur Sprache gelangte, hatte nur zuzustimmen und sich mit jener zweiten Stelle im Orchester zu begnügen, die ihm durch unsere geographische Lage in orientalischen Dingen angewiesen ist. Frankreich wandelt natürlich auf den Spuren des Zarenreiches, Italien denkt nicht daran — angesichts der schweren erythräischen Wunden, aus denen es blutet, — eigene Wege zu wandeln, und England endlich sehnt sich, wie Lord Salisbury im Oberhause eingestand, ersichtlich in der Furcht vor gänzlicher Isolirung, nach einem Bismarck. Der englische Premier gedachte wehmuthsvoll der schönen Tage des Berliner Kongresses von 1878 und wünschte, um die Friedensverhandlungen zu gedeihlich-schnellem Ende geführt zu sehen, eine Kraftnatur wie den ersten deutschen Reichskanzler herbei, der, wie er meinte, wohl der Mann gewesen wäre, die Hindernisse schleunigst zu überwinden, die sich in Konstantinopel dem Abschluß des Friedensvertrages entgegenthürmen.

Lord Salisbury war nicht immer voll dieser bewundernden Anerkennung für die Dienste, die der jetzige Schloßherr von Friedrichsruh dem europäischen Frieden geleistet. Um so behaglicher wird man im Herzogthum Lauenburg diese unerwartete Einkehr des englischen Staatsmannes vernommen haben. Es mag dies vielleicht für Fürst Bismarck und mehr noch für einzelne seiner Anhänger ein Trost für gewisse Enttäuschungen gewesen sein, die nach dem jüngsten Besuche des Fürsten Hohenlohe und des Herrn v. Bülow in Friedrichsruh nicht ausgeblieben sind. In England, wie gesagt, vermißt man die Thatkraft und den Rath des alten Fürsten — aber im deutschen Reiche führen die maßgebenden Persönlichkeiten mit ihm nur unpolitische Gespräche, und von der Einholung seines Rathes, von der einzelne Glieder der Fronde bereits als von einer neueinzurichtenden Institution sprachen, wollen die leitenden Politiker, bei aller Verehrung für die Größe des greisen Staatsmannes, weder etwas wissen noch hören.

Dabei ist der ministerielle Wirrwarr, der seit der Entlassung des Herrn v. Bötticher und der Entfernung des Herrn v. Marschall über uns hereingebrochen, noch immer nicht beigelegt. Nachdem man das Amt eines Reichsschatzsekretärs ein wenig ausgeboten wie sauer Bier, soll sich endlich im Botschafter zu Washington, Herrn v. Thielmann, der geeignete Bewerber um die Nachfolge des Grafen Posadowsky gefunden haben. Aber Herr v. Thielmann ist weder ausgesprochener Schutzzöllner noch ausgesprochener Bimetallist. Er kann sich zwar zu beidem noch entwickeln — aber unsere waltenden Agrarier sind nicht geneigt, solche Entwickelungsmöglichkeit an Zahlungsstatt anzunehmen. Sie verlangen Fleisch von ihrem Fleisch und Blut von ihrem Blut. Und da sie das nicht ohne Weiteres zu erlangen vermochten, so legen sie sich abermals aufs Schmollen und Grollen, und so hat alles Entgegenkommen nur zur Folge gehabt, die Unersättlichen anspruchsvoller zu machen, was man bei einiger Menschenkenntniß vielleicht hätte vorher wissen können.

Aber was man anscheinend nicht wissen konnte, das war der Ausgang, den die grandiose Ebenbürtigkeitsfrage im Fürstenthum Lippe nehmen würde, die ganz Detmold in Athem erhielt. Denn wer findet sich in dem Labyrinth dieser fürstlichen Hausgesetze und verstaubten Familienordnungen zurecht? Zum Glück für den Frieden und die Seelenruhe der fürstlich-lippischen Staatsbürger ließ sich der König von Sachsen herbei, den Vorsitz in einem Schiedsgerichte zu übernehmen, das über die Erbansprüche der Schaumburger und der Biesterfelder entscheiden sollte. Die Linie Biesterfeld hat in diesem hochmodernen Kriege der Pergamente gesiegt, und in Detmold kann man wieder ruhig schlafen.

• Neuerliche Auslassungen der „Hamburger Nachrichten" über die **Orientfrage,** die in Deutschland gar keine Beachtung gefunden haben, werden in England sehr eigenthümlich ausgelegt. Die dortige Presse will darin eine Aufforderung an den Sultan sehen, sich Europa zu widersetzen und Thessalien nicht zu räumen. Man glaubt, daraus den Schluß ziehen zu können, daß D e u t s c h l a n d i n K o n s t a n t i n o p e l S o n d e r i n t e r e s s e n verfolge, und daß man sich auch von der Depesche Kaiser Franz Josephs nicht viel Erfolg versprechen dürfe. Die „Times" bezweifelt, daß die Großmächte sich betreffs der in Aussicht gestellten Zwangsmaßregeln, namentlich aber über eine Flottendemonstration einigen werden. Wenn die „Times" über die Absichten der anderen Mächte nicht besser unterrichtet ist als über diejenigen Deutschlands, dann braucht man sich wegen der weiteren Einigkeit der Mächte keine Sorgen zu machen. Der Gedanke, daß das friedliebende Deutschland in Konstantinopel Sonderinteressen verfolge, ist einfach absurd. Der Sultan wird bei unserer Regierung ebenso wenig erreichen wie bei den verschiedenen Staatsoberhäuptern, an welche er sich persönlich gewandt hat. In der gestrigen Sitzung des französischen Ministerrathes theilte der Minister des Aeußeren H a n o t a u x den Wortlaut einer D e p e s c h e mit, welche der S u l t a n an den **Präsidenten Faure** gerichtet hat, um dessen Zustimmung zu einer neuen, vom Peneus ausgehenden Grenzlinie in Thessalien zu erlangen. Die Fassung der Antwort des Präsidenten wurde von dem Ministerrath berathen.

• • •

Budapest, 10. Juli. (D. B. H.) F r a n z K o s s u t h hat die folgende **Interpellation** beim Ministerpräsidenten angemeldet: „Ist die Regierung geneigt, zu kennzeichnen, in welcher Richtung sich die Aktion der europäischen Diplomatie in Konstantinopel und Athen bewegen werde? Wenn ja, welche Friedensbedingungen halten die Großmächte für annehmbar? Ist das Konzert der Großmächte entschlossen, eine Fortsetzung des Krieges unter gar keinen Umständen zu gestatten? Haben die Großmächte eine Vereinbarung wegen der Person des zukünftigen Gouverneurs von Kreta getroffen? Ist die Meldung wahr, daß der frühere schweizerische Bundespräsident Droz als Gouverneur in Vorschlag gebracht worden ist, und zeigt sich die Regierung geneigt, energisch dahin zu wirken, daß der Friede zwischen Griechenland und der Türkei baldigst geschlossen und die Autonomie auf Kreta binnen Kurzem hergestellt wird?

Aus dem Reich der Mitte.

Von Peking nach Hankow.

Durch Hupeh.

XVII.*)

[Ein sauberes Quartier. — Eine zehnjährige Diebin. — Der Hahn im Schlafzimmer. — Beim Bürgermeister. — Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. — Durch den Lehm. — „Gelbe Erde." — Frau Wirthin wunderhold. — Der verwunderte Schmock.]

Vor Changsa,
der den Europäern verbotenen Stadt
März 1897.

Der Ortsvorsteher von Yin shang gab mir einen Ehrenposten von vier Mann, die das neugierige Publikum abhalten sollten; doch hatte ich mit den Soldaten ebenso viel Last wie mit dem Civil, ja, sie waren viel neugieriger und stahlen wie die Raben, wenn sie dachten, nicht erwischt zu werden. Die heutige Unterkunft außerhalb des Südthores der Stadt Yin shang übertrifft an Elend und Schmutz alles bisher Dagewesene. Unter dem Protest der Wirthsleute, die den fremden Teufel um keinen Preis haben wollen, ziehe ich ein, löhne die Träger ab und binde die Pferde zwischen Schubkarren an. Dann mußten aus dem Raume, in dem gekocht und geschlafen werden sollte, Schubkarren, ein Handwebstuhl, die Ackergeräthe, zerbrochenes Geschirr und Kisten und Kasten, alte Töpfe mit ranzigem Oel und vielleicht hundert Schaufeln Asche und Schmutz vom Boden entfernt werden, ehe man sich überhaupt umdrehen konnte. Zu all dieser Arbeit bot mir Niemand hilfreiche Hand, der Dollmetscher war im Yamen, der Pferdeknecht wartete die Thiere, der Koch-Diener, der sonst stets nach der Ankunft unter dem Vorwande, heißes Wasser zu besorgen, so lange verschwand, bis die gröbste Arbeit gethan war, befand sich beim Gepäck in Sia Ho. Wirth nebst Familie hatten sich schmollend entfernt und fanden sich erst Abends wieder ein, als sie entdeckten, daß ich eine gut melkende Kuh sei, die Eier mit dem dreifachen Preis zahle und ein Auge zudrückte, wenn das kleine Töchterchen der Wirthin — im Alter von 10 Jahren bereits eine geübte Taschenspitzbübin — ein Stück meiner Holzkohle nach dem anderen in die langen weiten Aermel hineingleiten ließ.

Die kleine zehnjährige Spitzbübin war eine Meisterin im Eskamotiren; sie hätte Bosco und Bellachini Konkurrenz machen können. Vor meinem Holzkohlenöfchen sitzend und mit dem Fächer die Kohlen anfachend, produzirte sie (ich that so, als ob ich mein Tagebuch schrieb) aus dem linken Aermel — man denke sich Aermel von 40 bis 50 Centimeter Weite — einen Steinguttopf mit Holzkohlenasche und warf mit der Rechten, dabei ruhig weiterfächelnd, die glühende Holzkohle von meinem Feuer in ihren Topf, der sich dann wieder in den Aermel zurückzog. Sie legte den Fächer hin, lächelte mich schelmisch an, sprach einige unverständliche Worte, trippelte hinaus und leerte die Holzkohle aus, um die gleiche Operation mehrmals zu wiederholen. Sie machte sich gar nichts daraus, als ich ihr den Topf aus dem Aermel zog, um ihr zu beweisen, daß sie entdeckt sei. Vermuthlich hat sie gedacht: Stehlen sei ihr Recht, dagegen sei es meine Sache, aufzupassen, daß sie nicht stehlen könne, wogegen es ihre Sache sei, sich nicht erwischen zu lassen. Trotzdem ich mich mit dem Kinde nicht durch die Sprache verständigen konnte, las es mir alles an den Augen ab und half mir den Abend hindurch kochen, klopfte mir, während ich in mein Tagebuch eintrug, mit dem Fächer auf die Schulter, wenn die Suppe anfing brenzlich zu riechen, oder als das Theewasser überkochte, wobei es sich später den Arm mit kochendem Wasser so übergoß, daß ich einen Borsalbeverband anlegen mußte. Dabei konnte ich konstatiren, daß sie wohl seit der Geburt nicht gebadet hatte; es hatte sich eine förmliche Schmutzkruste über der Haut gebildet, übrigens keine Ausnahme von der übrigen Bevölkerung Chinas, die nur im heißesten Sommer den ganzen Körper abwäscht.

In meinem Schlafgemach hatte die Familie, die für

---

*) Siehe 220, 230, 231, 246, 249, 259, 263, 277, 283, 294, 307, 310, 318, 320, 333 und 340.

Hierzu für die Berliner Abonnenten „Deutsche Lesehalle" Nr. 28.